

Nr. 26. Bydgoszcz/ Bromberg, 2. Februar 1938



(13. Fortsetzung.)

„Schwester Gertrud . . .?"
„Ja, Herr Doktor."
„Bringen Sie Post?"
„Jawohl. Zwei Briefe."
„Schreibt meine Frau?"
„Nein, Herr Doktor."
„Wer denn?"

„Die Absender sind Franz Helbing, Berlin NW, Kronprinzenstraße 4 und Felicitas Olgers, Berlin-Dahlem, Cecilienstraße bei Lorenz. Ich lese Ihnen gleich vor."

Während Schwester Gertrud, die Diakonissin in der Fechnerklinik, die Briefumschläge aufschlitzt, entgeht ihr die augenblickliche Fassungslosigkeit Bernd Rainers, der nach dem ersten unwillkürlichen Zusammenzucken den Kopf mit dem dicken Augenverband in seine Hände birgt.

Mit der Eintönigkeit ihrer unpersönlichen Stimme liest Schwester Gertrud die Briefe vor.

Unerfaßt gleiten Helbings herzliche Freundesworte an Bernds Ohr vorbei . . .

Mit allen wachen Sinnen, in unbezähmbarer Gier nimmt er auf, was Felicitas ihn wissen lassen will . . . Dabei schlägt sein Herz bald schnell bald langsam.

Ein Seufzer dieses Herzens stiehlt sich in die Stille, die sich im Krankenzimmer ausbreitet, nachdem die Pflegerin ihre Vorlesung beendet hat.

Schwester Gertrud wird aufmerksam und prüft des Patienten unregelmäßigen Puls.

„Was haben Sie, Herr Doktor?"

„Ach, Schwester, ich fürchte mich vor dem . . . Wiedersehen." Kaum ausgesprochen, wird Bernd die Doppeldeutigkeit des eben Gesagten bewußt, darüber er ein bitteres Lächeln nicht unterdrücken kann.

Kopfschüttelnd verweist ihm die Diakonissin seinen Kleinmut, mischt ihm ein Beruhigungspulver und spricht ihm gut zu; beschwichtigende Worte, mit denen man furchtsamen Kindern kleine Ängste ausredet, wie das ihre seit Jahrzehnten an Krankenbetten geübte Art ist.

Sie scheint auch hier Erfolg damit zu haben, denn der Patient nickt ergeben und drückt schließlich den Wunsch aus, schlafen zu wollen.

*

Die Hochflut der Sprechstunde hat abgeebbt.

„Ich glaube, ich kann mich ohne Gewissensbisse für den Rest des heutigen Tages aus dem Kanzleibetrieb beurlauben," sagt Blandine zu Burkhardt, „es liegt ja weiter nichts von Belang vor."

„Fahren Sie nach Wannsee zum Segeln, Frau Doktor?"

„Nein. Faulenzen möchte ich gerade nicht, solange hier noch amtiert wird. Will lediglich meine Arbeit wechseln, indem ich mich endlich meiner Abhandlung für den Juristenalmanach widme, die ich in der letzten Zeit arg vernachlässigt habe. Und indem ich sie nun wieder aufnehme, wechsle ich gleichzeitig den Schauplatz meiner Tätigkeit." Blandine steht auf und zupft mechanisch an dem Knoten ihres dunkelblauen Selbstbinders.

„Sie gehen also nur hinauf in die Wohnung?"

„Ja . . . Sie wissen doch, derlei arbeite ich lieber dort, in der stillen Ungestörtheit meines Zimmers."

„Dann also gutes Gelingen, Frau Doktor."

„Danke. Ich stecke da in einem schwierigen Kapitel, das zum Schulbeispiel werden soll für die Haltlosigkeit der sprichwörtlichen, lückenlosen Indizienbeweise. Dabei heißt es höllisch aufpassen und beileibe nicht die geringste Kleinigkeit übersehen."

„Freilich . . . dazu brauchen Sie schon äußerste Sammlung."

„Wahrscheinlich, nein, hoffentlich hat mein Mann mir noch eine Diktaphonwalze mit seinen Gedanken zu diesem Thema hinterlassen. Das wären dann sehr wertvolle Fingerzeige zu dem heiklen Punkt. Leider bot sich vor seiner Abreise keine ruhige Stunde mehr zu einer Diskussion darüber. Für alle Fälle stand das Diktaphon in seinem Zimmer. Ich habe es erst heute in das meine schaffen lassen und bin nun schon ordentlich gespannt, ob er auch ausreichend Gebrauch davon gemacht haben wird."

„Ich wüsche jedenfalls eine schöne Überraschung, Frau Doktor."

„Bekommen es morgen erzählt, Kollege."

*

So breitete sie nun ihre Aufzeichnungen aus und vertieft sich in das, was sie zuletzt skizziert hat, um so wieder in jene unmittelbare Verbindung zur Materie zu gelangen, die zur ersprießlichen Fortführung der Arbeit notwendig ist.

Bald hat sie den Faden wiedergefunden, den sie weiterspinnt. Ihr reger Geist erwägt Gedanken und Voraussetzungen und zieht darauf kühn die sich ergebenden logischen Schlüsse. So entzündet sich eine Idee an der andern, reiht sich zur glänzenden Kette sprühender Einfälle, daraus sich das brillante Feuerwerk gestaltet, dem auch jener Schuß Spitzfindigkeit und Sophistik nicht mangelt, die mit zum Rüstzeug des erfolgreichen Juristen gehören.

Wie jeder schöpferisch tätige Mensch geht Blandine in diesen Augenblicken völlig in ihrer Arbeit auf. Zarte Röte färbt ihre Wangen; die goldbrauenen Augen leuchten, indes die eifrig schreibende Hand festhält, was das Hirn ersinnt.

Eine halbe Stunde geht so dahin. Dann lehnt Blandine sich aufmatend zurück, zündet sich eine Zigarette an und schachtelt prüfend noch einmal die Gedanken ineinander . . .

Sie nickt. Sie ist zufrieden. So weit wäre sie also gekommen; allein, aus sich heraus; unbeeinflußt. Nun verlangt sie nach Bernds Meinung. Dabei steht neben aller

Sachlichkeit nun auch die Freude in ihr auf, seine Stimme zu hören. Die geliebte Stimme auf der ablaufenden Walze eines Diktaphons in der Rede um eine juristische Problemfrage. Ach ja, sie hat Genügsamkeit gelernt. Bescheidet sich mit dieser lockeren Art einer Verbundenheit, die solch unzulänglicher Ersatz ist für das, was ihr verwehrt geblieben . . .

Ein Lächeln der Erwartung spielt um ihren weichen Mund . . .

Sie nickt Lord zu und streicht über das Fell des Hundes, der sich, seit sein Herr fort ist, mit besonderer Anhänglichkeit an sie angeschlossen hat und auch jetzt regungslos zu ihren Füßen liegt . . .

Dann drückt sie auf den Schaltknopf, durch den die Walze ins Rollen gerät. Ein Schnurren der Maschine, und dann hört sie wirklich die ersehnte Stimme, hört, wie sie die von Erwartung beschwingten Worte spricht:

„Am meisten freue ich mich ja auf meine Tätigkeit, Franz . . . aufs Schaffen . . . darauf, wieder im Berufsleben wirken zu können . . ."

Und hört weiter Helbings zögernde Entgegnung:

„Damit wird sich dann wohl die Tätigkeit deiner Frau in der Kanzlei erübrigen . . ."

Im Nu wird Blandine klar, in welch grotesker Art der Zufall, dieser närrische Geselle, ihr wiederum ein Gespräch der Freunde verrät; ein Gespräch, das sich allem Anschein nach auch stark mit ihrer Person beschäftigt und das der zur Besprechung eingestellte Apparat, auf dessen bereites Vorhandensein niemand achtete, mechanisch aufgenommen hat. In seiner aufgewühlten Stimmung unmittelbar vor der Abreise nach Hamburg, so knapp vor der großen Entscheidung über sein ferneres Leben hatte Bernd natürlich an alles andere eher gedacht, als daran, daß da eine Diktaphonwalze eingelegt worden war, die Blandine seine Äußerungen zu ihrem Abhandlungsthema als neue Gesichtspunkte hierfür vermitteln sollte.

Mit derselben instinktmäßigen Schnelligkeit, mit der sich Blandine das alles sofort gesagt, hat sie auch zunächst den weiteren Ablauf der Walze gestoppt.

Horchen?

Das lag ja auch damals nicht in ihrer Absicht, an jenem ersten Abend, der die Freunde in inhaltsschwerer Aussprache einte. Wußte sie doch kaum wie ihr geschah, als sie — nach einem vergessenen Schlüsselbund suchend — in ihren Lauscherposten hineingedrängt worden war. Wie oft hatte sie doch seither in all dem wehen Grübeln um die bittere Erfahrung dieser Stunde ihrer Fügung gegrollt, die ihr eine allzu schwere Last aufgebürdet hat, ohne doch ihre gebundenen Hände freizugeben zum Handeln — sei es dafür oder dagegen.

Und heute?! — Jetzt?!

Schien ihr damals dieses schmerzhafte Wissen um jene beinahe unabänderlichen Dinge nicht nötig, so hat sich doch seither deren ganze Sachlage so gewaltig verschoben, daß es verkehrt wäre, sich nun der ganzen Wahrheit, die wiederum ungerufen vor sie hintritt, verschließen zu wollen.

Verkehrt und — unmöglich; denn Blandine spürt den unbezähmbaren Drang, nun mehr zu wissen. Alles. Im Grunde dieses instinktiven Begehrens blüht eine schüchterne Hoffnung; die ewige, unsterbliche Hoffnung eines jeden Menschenherzens: das zu erfahren, was es ersehnt.

Gelöste Bereitschaft ist in ihr, als sie den Kontakt zwischen Walze und Motor schließt.

Und nun wird in dem stillen, strengen Raum lebendig, worüber die beiden Freunde in der Zurückgezogenheit von Bernds Zimmer gesprochen haben. Laut wird die Rede und Gegenrede der Männer, die zum Urteil führt über die Existenzberechtigung einer Blandine Mathesius an der Seite eines wieder sehend gewordenen Bernd Rainer. Helbings drängende Fragen stehen auf, die Bernd einkreisen zum Bekenntnis seiner unauslöschlichen Liebe zu der andern, zur Stellungnahme seiner unwandelbaren Korrektheit gegen seine als wackeren Lebenspartner anerkannte offizielle Frau.

Worte sind es, die die lauschende Frau wie Keulenschläge treffen. Eine Saite, die in ihr geklungen hat, reißt entzwei, eine Hoffnung, die groß und leuchtend in ihr gelebt, sinkt müde und traurig in sich zusammen . . .

Die Walze ist mechanisch abgeschnurrt und bleibt nun mit einem einschnappenden Geräusch stehen.

Leichenblaß ist Blandine. Sie schließt für Sekunden die Augen. Jemand, ein Unsichtbarer, Wesenloser sticht ihr mit einem Messer in die Brust. Es tut umnachtend weh. Eine tiefe Wunde klafft. Mit letzter Kraft drückt sie die Hand aufs Herz, als wolle sie das Blut stillen, das aus der brennenden Verletzung quillt . . . Dann schlägt sie die Augen auf — mit einem Blick, als erwache sie nach langer Krankheitskrise wieder zum Bewußtsein —: so starr, so voller Ratlosigkeit und Nichtbegreifen . . .

*

Burkhardt legt einen Notizzettel zur Besprechung für den nächsten Tag auf Blandines Bureauschreibtisch und rüstet sich zum Gehen, als aus dem Oberstock das Geräusch eines dumpfen Falles zu ihm dringt. Ein lautes Krachen und Splittern folgt und — er bildet sich ein, auch einen leisen, schmerzdurchzitterten Aufschrei Blandines zu hören.

Mit großen Sätzen, Stufen überspringend, jagt er treppauf.

Läutet Sturm an der Wohnungstür.

Das verstörte Stubenmädchen öffnet.

Jawohl, sie habe den plötzlichen Lärm aus dem Zimmer der gnädigen Frau auch gehört, und die Köchin ist gleich dahin gelaufen.

Was das zierliche Ding dann noch plaudern will, hört Burkhardt nicht mehr, der durch die Diele über den Gang eilt, bis zur geöffneten Tür, in deren Rahmen die gewichtige Person der typischen Herrschaftsköchin sich neben dem heftig wedelnden Hund über etwas am Boden Liegendes beugt.

„Um Gottes willen . . .! Was ist . . .!" schreit er auf und stößt sie beiseite.

„Aber, Kollege Burkhardt, warum denn so aufgeregt?" Blandine, gegen das Fenster gelehnt, schüttelt in erstaunter Zurechtweisung den Kopf. Im einfallenden Licht bleiben ihre Gesichtszüge beschattet und kaum kenntlich.

„Na, wat denn, wat denn . . ." räsoniert nun auch die so unsanft zur Seite geschobene Minna, „lassen Sie mir man det kaputtje Zeugs uffleſen." Und sie bückt sich, um die wild umherliegenden Scherben der Diktaphonwalze zusammenzusuchen, in welcher Beschäftigung Burkhardt sie so ungehörig gestört hat.

„Verzeihung . . ." stammelt der Mann im Sichbesinnen und Erfassen der Sachlage, „ich bin so sehr erschrocken, als ich hörte . . ."

„Ich wußte gar nicht, wie viele schreckhafte Leute in meiner Umgebung leben", bemerkt Blandine mit leichtem Spott. „Aber, weil Sie schon mal da sind, Herr Kollege, könnten Sie mir einen Gefallen tun."

„Mit größtem Vergnügen, Frau Doktor."

„Mir fällt da nämlich gerade etwas ein. Es handelt sich um die Sache meiner kleinen Erbschaft in Wernigerode, die so glatt und einfach ist, daß sie sich längst — eigentlich von selbst — abgewickelt hat."

„Ich weiß nur Ungefähres darüber, Frau Doktor. Gödicke hat die Sache wohl allein bearbeitet."

„Ja, eben. Deshalb wollte ich Sie bitten, Gödicke, der ja noch unten ist, im Vorbeigehen zu bestellen, er möchte doch morgen gleich als erstes das Geld flüssig machen. Es ist auf eine Bank eingezahlt worden, die in den Korrespondenzen angeführt ist. Der Betrag soll mir morgen vor Bureauschluß ausgezahlt werden, gegen Quittung wie üblich, und ich bitte um gleichzeitige Vorlage des Aktenstücks, damit es mit einem ad acta-Vermerk den erledigten Sachen einverleibt wird, zu denen es im Grunde ja schon längst gehört. Man soll dergleichen nicht unnötigerweise im Kanzleibetrieb mitschleppen. Das ist überflüssiger Ballast. Ich predige das dauernd, kann mich jedoch im einzelnen nicht um alles selbst kümmern. Wollen Sie so gut sein, auch stets darauf zu achten, damit so etwas immer ganz allgemein vermieden bleibt."

„Gewiß . . ."

„Also, ich danke schön."

Burkhardt versteht die Verabschiedung, der er sich wortlos fügt, indem er sich mit einer Verbeugung entfernen will.

Da sagt Blandine noch rasch in ihrer alten, persönlichen Weise, in ihrem alten, herzlichen Ton:

„Und ich danke Ihnen auch für Ihre Sorge um mich."

„Oh, Frau Doktor . . ."

„Es ist schon gut, Heinz Burkhardt . . . auf Wiedersehen!"

Er sieht ein, daß es zwecklos ist, jetzt noch etwas entgegnen zu wollen und geht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fechter im Hochzeitskleid.

Skizze von Hans Här.

Genau drei Jahrhunderte sind vergangen, seitdem der verwegene „Schwarze Reiter" sein seltsames Stückchen, den Ritt von der Hochzeit ins Gefecht, ausführte.

Dieser „Schwarze Reiter" war der Feldmarschall-Leutnant Jan von Werth, dem man es nicht an der Wiege gesungen hatte, daß er im Jahre 1637 die hübsche, begüterte Gräfin Maria Isabella von Spaur heimführen würde.

Aus dem Bauernjungen war ein schneidiger, umsichtiger Korpsführer geworden, den die Feinde als den „Schwarzen Reiter", den Meister der Überraschungen fürchteten, die Freunde aber als zuverlässigen, unerschrockenen Soldaten achteten. Nun geleitete er seine anmutige Braut beim Geläut der Glocken und dem Gesang heller Knabenstimmen von der Kirche St. Gereon durch die Straßen der alten Reichsstadt Köln zum Gürzenich, dem prächtigen Festhaus, das einst stolze Geschlechter, schaffensfrohe Zunftgenossen erbaut hatten.

An diesem festlichen Tage schienen Soldaten und Bürger einmal vergessen zu wollen, daß der große Krieg nun schon neunzehn Jahre währte und die Franzosen, die ins Rheinland gedrungen waren, sich noch immer in der steilen Feste Ehrenbreitstein bei Koblenz hielten. Im wappengeschmückten Gürzenich-Saale saß die stattliche Schar der Hochzeitsgäste bei edlem Geschirr und wertvollen Pokalen, bei perlendem Rheinwein, Truthahnbraten und Rehrücken. Graf Spaur, der Schwiegervater des „Schwarzen Reiters", brachte einen jubelnd aufgenommenen Trinkspruch auf das junge Paar aus.

Jan saß glückstrahlend im Hochzeitskleid mit schneeigem Spitzenkragen neben der zierlichen Maria Isabella.

Da trat ein Rittmeister an ihn heran und flüsterte ihm eine Botschaft zu. Jan verwandelte sich jäh; mit ernstem, angespanntem Antlitz wandte er sich zu seiner Braut und bat sie, ihn für kurze Zeit zu entschuldigen. Er habe wichtige Meldungen erhalten. In einem Nebengemach erwartete ihn ein Offizier, bestaubt und erhitzt von langem, schnellem Ritt. Er war von dem Belagerungsheer entsandt, das vor dem Ehrenbreitstein lag, und brachte aufrüttelnde Kunde.

Die zähen Verteidiger der Festung hatten ihren Verbündeten, den Landgrafen von Hessen, um Hilfe gebeten. Nun rückten drei hessische Reiterregimenter und viel Fußvolk unter der Führung des Grafen Melander heran, um die Verzweifelnden zu entsetzen; sie brachten auch Lebensmittel aller Art auf 200 Wagen. Wenn es ihnen gelang, den Ring der Belagerer zu sprengen und die begehrte Nahrung auf den Ehrenbreitstein zu schaffen, konnte die Festung, die als beinahe uneinnehmbar galt, noch lange Zeit im Besitz der Franzosen bleiben.

Mit gefurchter Stirn hörte Jan von Werth die Nachricht. Nicht einmal an seinem Hochzeitstage war ihm Ruhe gegönnt! Aber kurz und klar lautete Jans Befehl an seine Offiziere: In einer halben Stunde waren alle verfügbaren Reiter mit abgefütterten Pferden am Severinstor zu sammeln.

Jan zwang sich zu einem Lächeln, als er wieder in den Saal trat und seiner Braut eröffnete, daß er plötzlich abgerufen worden sei, aber bald zurückkomme. Er erklärte der schmerzlich enttäuschten Maria Isabella, daß kein Grund zur Beunruhigung vorhanden sei, und bemühte sich, über die erstaunten Gesichter der Festgäste hinwegzusehen. Er trat so unbekümmert auf, als ob er nur rasch einen dringenden Besuch bei einem Nachbarn abstatten müsse; dadurch ließen sich die Braut und die Festgäste täuschen. Als er sich verabschiedete, hallte wieder Gesang durch den Saal.

Der „Schwarze Reiter" aber trabte mit seinem kleinen Korps in den Abend hinein. Drei Stunden später scheuchte er die Bürger von Bonn mit Hufschlag und Waffengeklirr auf. Das Siebengebirge kam nahe, immer wieder grüßte der silberne, mondbeschienene Strom. Am Morgen war Andernach erreicht; bei Engers setzte Jan über den Rhein. Erst hier wurde ihm, als er kurze Zeit ausruhte, wieder bewußt, daß er noch ein Festkleid trug. Er lächelte bitter . . .

Aber rasch besann er sich wieder auf seine ernste Aufgabe. Er verstärkte seine Mannschaft durch 500 Reiter aus dem Westerwald, doch war er dem Gegner, dessen Vorhut bald gemeldet wurde, noch immer an Zahl unterlegen. Es galt, diese Schwäche wieder einmal durch Schneid und Überrumpelung auszugleichen.

Seit seiner Vermählung waren gerade 48 Stunden vergangen, als Jans Truppe den Feind bei Vallendar hinter einer Hügelkette erwartete. Mit Ungestüm fiel Jan über den ahnungslosen Gegner her, aber der erste Angriff zerbrach an der Überzahl. Jan ließ sich nicht entmutigen und wiederholte seinen Ansturm so heftig, daß der Feind von Schrecken erfaßt wurde und nach Süden und Osten entfloh. Viele wurden gefangen, und die für den Ehrenbreitstein bestimmten Lebensmittel gerieten in Jans Besitz. Die Franzosen hatten, als ihnen der Anmarsch der Verbündeten gemeldet worden war, schon Viktoria geschossen, nun schwand den Voreiligen alle Hoffnung.

Werth erntete hohes Lob. Er wurde bald darauf mit der Belagerung des Ehrenbreitstein betraut und nahm die Feste noch in demselben Jahr nach kurzer Beschießung.

Vorher hatte er sich freilich noch einen kurzen Urlaub erbeten, denn es galt, eine junge, hübsche und ein wenig verwöhnte Frau zu beruhigen, die schmollend in Köln saß. Schließlich erkannte auch sie, daß er einem hohen Gesetz gehorcht und neuen Ruhm geerntet hatte.

Aber noch nach Jahren geschah es, daß sie, wenn er kurzen Urlaub erbat, mit gut gespieltem Schmerz ausrief: „Willst du schon wieder ausreißen? Oh, ich arme, verlassene Frau!" — Dann antwortete Jan mit einschmeichelndem Lächeln: „Das geschah nur einmal — in höchster Not! Heute aber gehöre ich dir, Maria Isabella!"

Rosemeyers Kämpfertod.

Wer kennt den Rosemeyer nicht,
Den jungen Stürmer, froh und kühn;
Der seinem Volk in treuer Pflicht
Gedient, mit redlichstem Bemüh'n? —

Es heulen auf die Kompressoren,
Und geisterhaft dein Wagen zieht
Die Bahn, der du dich hast verschworen.
In dir nur Siegeswillen glüht.

Es strahlt aus deinen jungen Zügen
Ein glaubensstarkes Kämpfertum:
Du fuhrst zu unerhörten Siegen,
Bracht'st deutschem Werke höchsten Ruhm.

In Jugendkraft, im Lenzesblühen,
Eh' du's gedacht, der Schleier fiel:
Im Vorwärtsstürmen, herrlich kühn,
Halt", rief der Tod, hier ist das Ziel!"

Wenn auch dein Leben jung geendet,
Du starbst wie ein Soldat im Feld:
Hast ruhmvoll deine Bahn vollendet,
Lebst fort in deinem Volk als Held.

Albrecht Gützlaff
Kgl. Waldau (Waldowo Król.)



Vorbereitung zum Kostümfest.

Heitere Szenen von Nikolas Knobel.

Wir haben eine sogenannte Rumpelburg. Das ist ein — architektonisch genommen — urkomischer Raum, dessen Wert in seiner Unverwerbarkeit liegt. Er darf deshalb zum Abstellen der nie oder selten gebrauchten Gegenstände dienen, von denen der Mensch sich, wie bekannt, am schwersten trennt.

Den Hauptplatz der Rumpelburg nimmt ein gewaltiger Schrank ein. Er ist das Asyl für die ständig oder saisonmäßig obdachlosen Bekleidungsstücke, als da sind: ein Gehrock aus der Blütezeit der Röllchen nebst Zylinder Jahrgang 1890; eine blaue Damen-Radel-Pumphose von sehenswerter Pludrigkeit; Strohhüte (Kreissägen) jeder Form und Vergilbtheit.

Sie alle und noch viel mehr werden aufgehoben, denn alles das fällt unter die Möglichkeiten der Kostümfeste.

Keine Bluse oder Kopfbedeckung ist heute so modern und jugendfesch, daß sie nicht in fünf bis zehn Jahren bei einem Maskenball Stürme der Heiterkeit entfesseln könnte. —

Ich wollte den Schrank in der Rumpelburg mir Antwort geben lassen auf meinen Zweifel: Ob ich zum Fest der „Unartigen Musterknaben" gehen solle oder nicht.

„Wo ist denn der Schlüssel, Anna?" rief ich.

Und es antwortete: „Wo soll er denn sein? Auf dem Eckspind unten in der Zuckerdose ohne Henkel."

Natürlich, wo soll ein Schlüssel sonst sein als in der Zuckerdose? Ich fand ihn in der Rumpelburg . . .

Die breite Schranktür öffnete sich zögernd, als sei sie meinetwegen ängstlich. Dieser etwas unheimliche Eindruck verstärkte sich, als nach nutzlos mit Stöbern vertrödelter Zeit die Dämmerung über uns hereinbrach. Es war nicht mehr zu leugnen — im Rascheln der Zigeunerröckchen und im Klirren der Schellen an einer langen Mütze hörte ich Stimmen zu mir flüstern.

„Weißt du noch?" klingelte es verstohlen. „Du streicheltest sie mit der Pfauenfeder am Nacken, und später wurde das dann die Nanni."

„Die Bekanntschaft ergab sich zufällig", murmelte ich in den Schrank.

„Ja. Der Nanni ihr Hubert kam auf euch zu, und ihr saßet auf der untersten Podiumstufe, und da fiel er über deine weißseidenen Pierrotbeine, und die Anni lachte so, daß er sich von ihr ab- und also sie sich dir zuwandte."

Ich betrachtete nachdenklich die neben der Zipfelmütze hängende weiße Seidenhaut meiner Beine von damals.

„Einmal hieß sie Margot", raunte es weiter.

Hier!" rief eine dunkle Stimme. „Ich war dabei." Es war ein Biedermeierrock. Er sprach sehr ablehnend: „Sie paßte gar nicht zu uns. Ein Etwas mit nackten Knien und ohne jede Gesetztheit."

Ich entsann mich kaum noch und sah auch keinen Grund, mir Mühe dazu zu geben. Aber irgend ein kollektiver Geist des Kostümschranks schien anderer Meinung zu sein und auf das Wiedererinnern dringen zu wollen.

„Margot hatte ein rotes Hütchen auf, flach wie ein Bierdeckel. Sie fiel durch großen Durst lästig. Siehst du, jetzt entsinnst du dich. Wir verloren sie nach Austausch der Vornamen zu unserem heitersten Bedauern aus den Augen."

„Am schönsten war es doch mit mir", meldete sich eine bescheidene und auch sonst sympathische Stimme. Am Bügel wackelte eine stilvoll zerfranste Landstreicherhose. „Damals hatten der Herr und die Dame noch das Vergnügen, verlobt zu sein."

Man sieht, dieser schlichte Vertreter gab sich alle Mühe, in vornehmer Unterwürfigkeit mit mir zu sprechen. Und so erwiderte ich milde lächelnd, daß ich jetzt doch das Vergnügen hätte, mit jener Dame verheiratet zu sein.

Die stilvoll zerfranste Hose wand die Beine in Verlegenheit und meinte bescheiden zweifelnd: „Aber damals . . . Sie geruhten, dem Herrn Künzel, der Sie mitten auf dem Fest anpumpte, aus dieser meiner linken Tasche hier zwei — zwei Fünfmarkstücke zu überreichen . . . Oh, das war ein glückliches Fest!"

Als ob man nicht auch glücklich sein könnte, ohne es durch hoffnungsloses Geldverleihen zu beweisen! Jedenfalls hatte diese Ansprache meinen Entschluß gereift.

„Ich gehe zu den Musterknaben!" rief ich ins Dämmern.

Eine rührende Bereitwilligkeit rauschte durch sämtliche Kostüme und Reststücke, die als solche gelten wollten, eine Hoffnung und Ahnung schon von festlichem Auftreten.

Aber ich nahm die Fransenhose heraus und flüsterte ihr zärtlich zu: „Du sollst es sein. Und du wirst nun sehen. Ich gehe nämlich mit der Frau Gemahlin hin."

Der Pierrot und der Biedermeiermann und die anderen schämten sich, daß sie Erinnerungen getuschelt hatten, die mich in den Ruf eines Don Juan bringen könnten. Ich erlöste sie davon, indem ich das Licht anknipste.

Ich legte die Hose zusammen und nahm mir vor: Herrn Künzel oder wem auch immer auf Anfordern aus ihrer erprobten Tasche eine Anleihe bis zu zehn Mark zu eröffnen.

Die Schranktüren schlossen sich befriedigt.



Bunte Chronik



Erstickt — am Rollmops.

Die unsinnigen Wetten, die leider immer noch abgeschlossen werden, erforderten dieser Tage wieder ein Menschenleben. In Rathenow versuchte in einer Wirtschaft ein Gast, einen Rollmops ganz hinunterzuschlucken. Dabei geriet ihm der zu große Happen in die Luftröhre. Der Unglückliche erstickte, bevor ärztliche Hilfe zur Stelle war.

Bubikopf nun auch im Weißen Haus.

Seit der Zeit Washingtons, der auf einem Hügel der amerikanischen Regierungshauptstadt das Weiße Haus erbaute, haben alle Ehefrauen amerikanischer Präsidenten ihre Haare lang getragen. Es war selbstverständlich, daß die erste Lady des Landes den Landeskindern mit gutem Beispiel voranging. Die Landeskinder haben indes dem Beispiel der Landesmutter schon über ein Jahrzehnt nicht mehr Folge geleistet, so daß Frau Roosevelt sich entschloß, ihrerseits sich die Landeskinder zum Vorbild zu nehmen, zumal sie lange Haare stets „untidy", zu deutsch unhygienisch fand. So sagte sie zu ihrem Friseur, übrigens einem Franzosen: „Bitte, schneiden Sie meine langen Haare ab. Bubikopf steht mir viel besser. Auch der Präsident selbst erklärte sich mit dem Entschluß seiner Gattin völlig einverstanden. Er versicherte: „Ich billige es vollkommen, daß meine Frau frei und modern frisiert sein will". Daß Presse und Film diesen kleinen Modewechsel im Präsidentenhaus mit größter Begeisterung aufnahmen, braucht nicht betont zu werden.

*

Ein peinliches Testament. Ein reicher Kaufmann von Bordeaux, dessen Name aus begreiflichen Gründen verschwiegen wird, hat ein für seine Frau sehr peinliches Testament hinterlassen. Die Frau muß sich nämlich, bevor sie endgültig in den Besitz des Vermögens gelangt, monatlich ihre Rente bei einem Notar abholen. Die Auszahlung erfolgt aber erst, nachdem sie sich eine Schallplatte mit der Stimme ihres Mannes angehört hat. Beim erstenmal wurde die Frau fast ohnmächtig, aber es ging alles gut, denn die Stimme aus dem Jenseits war sehr freundlich. Auch beim zweitenmal war der Tote noch nett zu seiner Frau. Dann aber flocht er Vorwürfe ein, und die Frau wurde abwechselnd rot und blaß. Bis jetzt sind sechs Platten abgespielt, aber es gibt insgesamt nicht weniger als 18. Der Notar hat übrigens die strengste Weisung erhalten, sich die Platten nicht etwa vorher selbst vorzuspielen; nur der Tote wußte also, welche Überraschungen seine arme Frau auf Erden noch erleben wird. Der Erblasser war gewiß kein guter Christ!



Lustige Ecke



Die Erfindung des Eskimos.



Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.